EINEN NORMALEN TAG GIBT ES NICHT …

Synodalpräsident Otto Guse
im Gespräch mit
Bischof Dr. Fredrick O. Shoo (Tansania),
Bischof Dr. Tamás Fabiny (Ungarn) und
Bischof Dr. Carsten Rentzing

Aufgezeichnet am Rande der
Frühjahrstagung der Synode
der Ev.-Lutherischen Landeskirche Sachsens
am 9. April 2016

Evangelisch-Lutherische
Landeskirche Sachsens

Synodalpräsident Guse:
Ich darf mich kurz vorstellen. Ich bin Synodalpräsident der Ev. – Luth. Landeskirche Sachsens. Ich habe keine Theologie studiert, sondern Jura. Ich bin Rechtsanwalt. Wir würden Sie gern ein klein bisschen kennenlernen. Deshalb zu Beginn an Sie folgende Frage:
Wie sieht in Ihren Bischofskanzleien der Alltag aus? Was haben Sie an einem ganz normalen Tag zu tun?

Bischof Dr. Shoo:
Um fünf Uhr morgens stehen wir auf und wir beginnen gemeinsam mit der Familie mit einem Gebet und einer Bibellesung und dann frühstücken wir. Dann geht es zur Arbeit. Dort angekommen, gibt es noch ein Gebet für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter und eine Morgenandacht. Ich bekomme viele Besuche aus den verschiedenen Gemeinden. Es kommen einige Gemeindeglieder, die auch persönliche Probleme haben und die wollen mit mir diskutieren oder eine Hilfe bei der Kirche beantragen – ein Termin nach dem anderen.

Bischof Dr. Fabiny:
Also einen normalen Tag gibt es nicht, weil alle Tage verschieden sind. Ich muss auch ziemlich viel unterwegs sein in der Kirche und bei den Bischöfen in den unterschiedlichen Diözesen. Wir teilen uns etwas auf. Meine Aufgabe ist es, die Auslandskontakte zu pflegen und die Diakonie im Blick zu haben und die Medienkontakte auf der Landesebene zu koordinieren. Durch die Auslandskontakte bin ich viel unterwegs, auch als Vizepräsident des Lutherischen Weltbundes. Voriges Jahr war ich etwa 40 Tage im Ausland. Aber wenn ich zu Hause bin, dann fängt die Arbeit für die Kollegen, für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter um halb neun an. Aber ich versuche im Büro schon um halb acht zu sein. Diese erste Stunde ist am besten, da ich ruhig arbeiten kann.
Es ist nicht so einfach ruhige Stunden für die Familie zu finden, morgens können wir leider nicht gemeinsam anfangen, weil alle zu unterschiedlichen Zeiten das Haus verlassen, aber abends können wir zu Hause sein und eine kurze Hausandacht halten.

Bischof Dr. Rentzing:
Ich finde mich eigentlich in vielem wieder, was die Brüder hier im Bischofsamt berichtet haben. Das scheint überall ähnlich zu sein. Familie spielt für mich eine große Rolle. Meine Kinder sind noch in der Schule. Manchmal sehen wir uns abends, meistens aber am Morgen.

In vielem, was wir bis jetzt gehört haben finde ich mich wieder. Sitzungen und Tagungen sind vorzubereiten, vor allem aber sind es Vorträge, Predigten, die von mir erwartet werden zu den unterschiedlichsten Anlässen. Dazu kommen Begegnungen mit Kirchgemeinden, mit Menschen, die aus unserer Kirche Fragen an den Bischof haben oder Anliegen an den Bischof weiterleiten, zahllose Termine mit Institutionen, mit Einzelpersonen und Kirchgemeinden.

Synodalpräsident Guse:
Ich hatte das fast befürchtet. Das allgemeine Kopfnicken bei dem jeweiligen Wort des anderen zeigt, die Bischöfe haben offensichtlich in ganz unterschiedlichen Landeskirchen recht ähnlich strukturierte Probleme. Wo bleibt da die Kraft für die geistliche Führung?

Bischof Dr. Rentzing:
Da erhoffe ich mir Hinweise durch meine Geschwister. Es ist natürlich so, dass es immer auch einer Entscheidung bedarf, dass man dies möchte, dass man es will, dass man die Gelegenheiten dafür schafft, selber auch geistlich auftanken zu können. Beispielsweise, das beginnt ja schon bei solchen Dingen wie einer Hausandacht, ein Gebet vor dem Arbeitsalltag und ähnlichem mehr. Die Frage ist, ob man sich dazu entscheidet und ob man das dann auch durchzusetzen vermag, für sich selber und andere. Mir ist dies wichtig, sehr wichtig und ob es mir gelingt, dies muss erst noch die Zeit beweisen.

Bischof Dr. Shoo:
Aller drei Monate treffen sich die benachbarten Bischöfe für einen ganzen Tag. Wir lassen alles zurück, kein Büro und keiner weiß wo wir uns treffen. Und dort lesen wir zusammen die Bibel und erzählen uns, wie es uns geht und der Familie. Wir beten zusammen. Dies hilft sehr. Das wäre mein Beispiel.

Bischof Dr. Fabiny:
Als ich meine Bischofsaufgabe vor zehn Jahren angefangen habe, überlegte ich, wie ich mich für diese Aufgabe vorbereiten kann und die Entscheidung war, dass ich ein paar Tage in einem katholischen Kloster verbracht habe. Das versuche ich jedes Jahr zu machen. Das ist wirklich gut mit den Mönchen zusammen zu sein. Dort bin ich anders, dort bin ich nicht als Bischof dabei, ohne diese juristischen Aufgaben und der Autorität. Ich bin da einfach Mensch. Und dort können wir ruhig beten und das ist eine sehr intensive Phase. Außerdem kann ich sagen, dass ich mit einem Pfarrer sehr eng im Kontakt stehe, der mir als Seelsorger beisteht.

Synodalpräsident Guse:
Welche Herausforderungen sehen Sie in Ihren jeweiligen Kirchen, welche geistlichen Herausforderungen? Was bringt die Zukunft für uns?

Bischof Dr. Fabiny:
Wie können wir Mission in der Großstadt gestalten? Wir beobachten, dass viele Menschen die Dörfer verlassen. Diejenigen, die im Dorf aktiv waren finden die Gemeinden in der Stadt kaum. Und deshalb sehen wir es als eine große Aufgabe, diejenigen z. B. in Budapest zu finden. Bei uns werden die Leute nicht offiziell registriert beim Standesamt oder ähnlichem. Wenn wir keine intensive Missionsarbeit machen finden wir diese Leute heute gar nicht. Und die andere Aufgabe ist, wie wir als Kirche in einer säkularisierten Gesellschaft wirken können, auch gegenüber der Regierung. In diesen Gesprächen geht es unter anderem um die Kirchenfinanzierung, aber auch um unsere Position in der Flüchtlingsfrage, die eine sehr kritische ist. Vielleicht ist es zu groß zu sagen, aber die prophetische Rolle der Kirche müssen wir üben.

Synodalpräsident Guse:
Wie sieht es in Tansania aus? Ich muss bei Ihnen wahrscheinlich trennen zwischen den unterschiedlichen Provinzen, denn dies ist ja vollkommen unterschiedlich.

Bischof Dr. Shoo:
80 Prozent der Bevölkerung leben auf dem Land, 20 Prozent leben in den Städten. In den Städten wachsen die evangelischen Kirchen sehr schnell. Ganz unterschiedliche theologische Strömungen tauchen da auf. Auf dem Land begegnet man auch wachsenden lebendigen Gemeinden, aber man sieht auch eine sich verbreitende Armut. Die Kirche wächst auch, aber nicht mehr so schnell, da viele junge Leute in die Städte gehen. Sie erhoffen sich Arbeit. Eine andere Herausforderung sind die mangelnden Arbeitskräfte, also die ungenügenden kirchlichen Mitarbeiter, seien es Evangelisten oder Pfarrer und Pfarrerinnen. Es werden immer weniger, weil es uns an Geldern für die Ausbildung in Seminaren oder in Bibelschulen fehlt.
In Tansania leben ungefähr 45 Prozent Christen und etwa 45 Prozent Muslime. Wie lebt man miteinander friedlich? Das ist eine große Herausforderung, auch für die Kirche. Gott sei Dank ist es in Tansania bislang friedlich zugegangen, aber wir versuchen jetzt auch ganz gezielt miteinander bestimmte Themen zu diskutieren und häufig zusammenzukommen. Es gibt auch fundamentalistische Gruppen, vor allem unter Muslimen – aber auch unter Christen.

Bischof Dr. Rentzing:
Auch wir haben uns den interreligiösen Dialog zum Thema gesetzt. Es ist für uns ganz lehrreich zu hören, wie Sie damit umgehen. Es ist schlau und klug darauf zu schauen und auch auf den Hinweis zu achten, dass es hilft, solche Gespräche zu führen, um den Frieden in der gesamten Gesellschaft aufrecht zu erhalten. Daran haben wir ein hohes Interesse. Ich denke, dass Kirche hier ihre Aufgabe zu erfüllen hat. Das sehe ich sehr. Das ist ein Themenfeld, das uns beschäftigt, aber es ist vielleicht nicht das Kernproblem, das uns kirchlich jetzt im Augenblick in Atem hält.
Die Zahl der Gläubigen nimmt in unserem Lande kontinuierlich ab. Da müssen wir den Realitäten ins Auge schauen und müssen uns die Frage stellen, wie wir als Kirche unseren Auftrag auch für die kommenden Generationen ausführen können. Wie wird das in zwanzig oder dreißig Jahren sein? Wie müssen wir unsere kirchliche Arbeitsweise aufstellen, aufbauen, worauf kommt es zu allererst an, wo investieren wir? Und wo müssen wir womöglich sagen, unter den gegenwärtigen Bedingungen müssen wir zurückhaltend sein und vielleicht sparen? Insofern ist es eine riesige Gestaltungsaufgabe, die eigentlich eine geistliche Aufgabe ist. Es geht nicht nur um die Neubestimmung und Veränderungen von Strukturen, sondern es geht eigentlich um eine Neubesinnung darauf, was das Wesen der Kirche ist. Nämlich ihren kirchlichen Auftrag zu erfüllen, die Verkündigung des Evangeliums zu gewährleisten in dieser Zeit und in dieser Welt jetzt und bis zum Kommen des Herrn. In allen Facetten,

diesen Verkündigungsauftrag zu erfüllen in Diakonie, in der Bildungsarbeit, in der klassischen Verkündigung, in den Gottesdiensten und darüber hinaus. Also diese ganze Bandbreite, für die wir verantwortlich sind, zur Verfügung zu halten. Das ist eine wirkliche Herausforderung. Obwohl – und das mahne ich dann auch wieder an in allen Gesprächen – müssen wir uns vergegenwärtigen, dass wir trotz all dieser Ressourcen-Verknappungen immer noch eine reiche Kirche sind, was die materiellen Ressourcen anbelangt.

Synodalpräsident Guse:
Wir haben eine Diaspora-Situation in Sachsen. Wir beklagen, dass nur etwa 20-23 Prozent der Bevölkerung lutherische Christen sind. In Ungarn sieht das ganz anders aus, da sind es 2,2 Prozent.

Bischof Dr. Fabiny:
Etwa 15 Prozent der Bevölkerung begreifen sich als Protestanten, davon beinahe 3 Prozent als Lutheraner – insgesamt 300.000 Menschen. Trotz der Säkulation sind unsere Gemeinden relativ stabil. Aber das bedeutet, dass wir einerseits in einer säkularisierten Gesellschaft unsere Aufgabe erfüllen müssen und andererseits in einem mehr oder weniger katholischen Kontext. Es ist für uns eine Aufgabe, unsere Interessen zu artikulieren. Natürlich ist Ökumene für uns lebensnotwendig, und dennoch müssen wir unsere lutherische Identität bewahren. In Ungarn funktioniert das im Moment recht gut.

Synodalpräsident Guse:
Was konkret erwartet eigentlich eine Kirche in Afrika von einer Kirche in Europa?

Bischof Dr. Shoo:
Wir bitten die Christinnen und Christen in Europa erst einmal unsere Lage zu verstehen, dann kann man auch die Ursachen der Armut erkennen. Denn es ist nicht so einfach für Europäer, die – um ein Beispiel zu nennen – einen gerechten Lohn für ihre Arbeit erhalten, sich mit Armut in Afrika auseinanderzusetzen. Es müssen die Strukturen entblößt werden, dass ist die Aufgaben der Christen. Man sollte sich engagieren und sich einsetzen für konkrete Hilfsprojekte. Es gibt Kinder, die vor Hunger sterben oder weil ganz einfache medizinische Versorgung nicht gewährleistet werden kann. Ich denke, man kann konkret Armut verringern, muss dann aber auch globale Lösungen suchen.

Bischof Dr. Rentzing:
Ich glaube, dass wir als Kirchen da eine besondere Verantwortung haben. Mir ging das Wort aus dem Neuen Testament durch den Kopf: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder". Wir hören davon natürlich. Auch unsere Gemeindeglieder hören davon und es geht jedem nah, dann ist es aber wieder weg. Man beruhigt sich wohlmöglich mit einer Spende. Das allein ist es natürlich nicht. Auf die Gesamtzusammenhänge muss man blicken. Aber natürlich darf es nicht dazu führen, dass der Einzelne vor dem Berg dieser Herausforderung gar nichts anpackt. Man kann darüber nachdenken, was man einkauft oder was man nicht einkauft. Also es gibt schon Möglichkeiten auch als ganz kleines Rädchen in dieser Kette etwas zu tun. Ich glaube, dass ist die individuelle Verantwortung, die jeder hat.

Synodalpräsident Guse:
Ich höre völlig fasziniert, dass Tansania Flüchtlinge aus Burundi aufnimmt und das sehr unkompliziert. Wie kann das funktionieren?

Bischof Dr. Shoo:
Na, es geht nicht einfach so. Auch sie werden registriert und kommen gesittet ins Land. Tansania arbeitet zusammen mit dem UNHCR. Der Staat teilt ihnen ein Stück Land zu, so dass sie ihren eigenen Lebensunterhalt finanzieren können.

Synodalpräsident Guse:
Werden sie Eigentümer dieses Landes oder bleibt es staatliches Land?

Bischof Dr. Shoo:
Das Land bleibt Eigentum des Staates Tansania. Einige gehen zurück in ihre Heimat, wenn die Konflikte befriedet sind. Andere lassen sich einbürgern und sind dann auch frei zu entscheiden, wo sie in Tansania leben wollen.

Synodalpräsident Guse:
In Deutschland haben wir es vielfach mit Leuten zu tun, die keiner Religion angehören. Im Interview in der Leipziger Fußgängerpassage wurde gefragt, ob man gläubig oder nichtgläubig ist. Die Antwort lautet: „weder noch. Ich bin ganz normal". Das ist deutsche Lebenswirklichkeit. Wie sieht das in Ungarn aus?

Bischof Dr. Fabiny:
Es gibt eigentlich zwei Generationen, die jetzt schon wenig Ahnung von Kirche haben, obwohl in der Zeit des Kommunismus die Kinder in den meisten Fällen getauft wurden. Danach aber fehlte die kirchliche Erziehung. Die Rolle der Medien sehe ich als sehr wichtig an und eben die Möglichkeit in den Medien präsent zu sein. Wir versuchen mit unterschiedlichen Themen die Menschen zu erreichen. Hier kann uns das Reformationsjubiläum helfen. Wir möchten gern

Martin Luther und seine Lehren diskutieren. Im Moment produzieren wir einen Film, in der Hoffnung damit Jugendliche in der Schule, im Unterricht und in den Gemeinden erreichen zu können. Also mit neuen Medien versuchen wir Menschen anzusprechen.

Synodalpräsident Guse:
Wie ist das Verhältnis von Staat und Kirche? Hilft man Ihnen da oder behindert der Staat kirchliches Handeln?

Bischof Dr. Fabiny:
Sie denken, dass sie helfen. Ich bin etwas skeptisch. Also sie sagen, dass sie christlich und demokratisch sind. Deren Wortschatz ist oft sehr fromm, doch das ist verdächtig. Wenn der Ministerpräsident seine Rede im Parlament mit den Worten „soli deo gloria“ („Gott allein zur Ehre“) beendet, ist das meiner Meinung nach schwierig. Ich bin froh, wenn ein Politiker als Privatmensch näher zu Gott kommt. Aber wenn er das im Parlament benutzt, halte ich es für gefährlich. Das ist meiner Meinung nach ein Missbrauch der christlichen Werte. Hier müssen wir sehr kritisch sein.

Synodalpräsident Guse:
Wie sieht es in Tansania aus? Sie haben ein Präsidialsystem. Wie geht die Regierung mit so unterschiedlichen Religionen um?

Bischof Dr. Shoo:
Man kann sagen, dass die Regierung mit der Kirche einigermaßen gut zusammenarbeitet – mittlerweile. Die Kirche unterhält über 60 Prozent des Gesundheitswesens, vor allem im ländlichen Gebiet. Bis Ende der 1980er und Anfang der 1990er Jahre allerdings wurde diese Aufgabe einfach den Kirchen überlassen. Irgendwann hat man doch angefangen, sich der medizinischen Versorgung anzunehmen. Zusammen mit der katholischen Kirche forderten wir die Regierung auf, dass sie auch die kirchlichen Gesundheitseinrichtungen unterstützen müsse. Wir bekommen nun Zuschüsse von der Regierung für kirchliche Krankenhäuser. Aber mit dem Schulwesen tut sich die Regierung nach wie vor schwer. Vor allem mit Grundschulen und Sekundärschulen sind die Kirchen auf sich ganz allein gestellt.

Synodalpräsident Guse:
Ich muss sagen, ich könnte noch stundenlang mit Ihnen diskutieren, aber an der Stelle ist es Zeit zu enden. Ich bedanke mich, dass Sie für ein Gespräch zur Verfügung standen.

Der Abdruck des Gesprächs wurde aus redaktionellen Gründen leicht gekürzt. Fotos: © Ev.-Luth. Landeskirche Sachsens, 2016